



In diesen Kammern kann man sogar Schlittschuh laufen: Stéphane Laimés Bühnenbild für „Anna Karenina“

FOTO: RAABE/PLOTPOINT

In Tolstojs wunderbarem Puppenhaus

Mit Stars wie Fritzi Haberlandt und Bernd Michael Lade inszeniert Jan Bosse „Anna Karenina“ bei den Ruhrfestspielen

Von Matthias Heine

Plötzlich wollen alle Anna Karenina sein. Eben ist sie noch in Berlin von Katja Riemann gespielt worden, jetzt bei den Ruhrfestspielen von Fritzi Haberlandt. Leo Tolstois Figur ist die tragische Heldin eines der drei großen Ehebruchromane des 19. Jahrhunderts – neben Effi Briest und Madame Bovary. Der damaligen Epoche schien das Thema wirklich auf den Nägeln zu brennen. Für unsere treulose, scheidungsflotte Zeit klingt nur noch das Eröffnungsmotto des Buches aktuell: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie jedoch ist auf ihre besondere Weise unglücklich.“

Zwar treten in Marl die Tolstois-Figuren in modernen Kleidern auf und statt eines Schlittens ist einmal von einem „Jeep“ die Rede. Doch vieles an der tragischen Geschichte der Ehebrecherin Anna Karenina, die ihre Familie, ihre gesellschaftliche Stellung und zuletzt ihr Leben beim Selbstmord unter einem Zug verliert, ist heute nur noch historisch nachvollziehbar. Allerdings bleibt es der Stoff, aus dem man große Frauenrollen macht.

Angesichts der Distanz, die wir zum Gefühlsleben von Tolstois großbürgerlichen Russen haben, ist es vielleicht zwangsläufig, dass die-

se „Anna Karenina“ von Armin Petras (Dramenfassung) und Jan Bosse (Regie) sehr komisch ist. Die Russen sehen oft aus wie durch die Brille betrachtet, die Woody Allen aufhatte, als er „Die letzte Nacht des Boris Gruschenko“ drehte. Gegenwärtige Künstler neigen dazu, ihre eigene Kleinheit in die Vergangenheit zurückzuprojizieren. Welch Glück, wenn dabei trotzdem – wie jetzt in Marl – etwas herauskommt, das größer ist als die Summe seiner Beschränktheiten.

Die erste Sensation der Aufführung in einer ehemaligen Grubenhalle, die man zum „Yehudi Menuhin Forum“ umgewidmet hat, ist das Bühnenbild von Stéphane Laimé: Eine Art Puppenhaus (der bevorzugte Aufenthaltsort von Frauen im 19. Jahrhundert, man denke nur an Ibsens Nora) aus ungleich großen, aufeinander gestapelten Kammern. Sie werden im Laufe des Abends mal tapeziert (vom unglücklich in die junge Kitty verliebten Lewin, der sich hinter Fototapeten mit Waldbildern von der Welt abgrenzen möchte), mal mit Umzugskartons vollgestellt (Annas Schwägerin Darja zieht aber trotzdem nie bei ihrem ungetreuen, Tänzerinnen sammelnden Mann aus). Eine Kammer ist so niedrig, dass Anna Karenina darin liegen kann wie lebendig begraben in einem Schneewitt-

chensarg. Eine hat einen Glitschboden, auf dem man sich mit Schlittschuhen metaphorisch und real auf Glatteis begeben kann. Und in einer anderen regnet es, als Anna Karenina und ihr Mann Trennungsgespräche führen. Roland Kukulies spielt nach „Die Leiden des jungen Werthers“ hier schon wieder einen Hahnrei, den Fritz Haberlandt aus ihm macht.

Hin und wieder werden auf das Bühnenbild Filme projiziert, in de-

nen die Schauspieler mit weißen Tschechow-Anzügen auf einer birkenbestandenen Heide herumlaufen. Es ist, als würden die Figuren in diesen Videos von ihrer eigenen Romanvergangenheit träumen.

Das Puppenhaus ist aber auch wie ein Adventskalender, in dem statt Schokolade tolle Schauspieler stecken: Robert Kuchenbuch und Kulin rückt die Zweifel dieser Figur so weit in den Vordergrund, das ein kinskihaft getriebener Schmol-

draus wird. Annas Geliebten Wronski spielt Milan Peschel. Dieser Castorf-Schauspieler ist nicht unbedingt ein geborener romantischer Frauenschwarm, sondern der begnadetste Giftzweig des deutschsprachigen Theaters. Als Wronski und Annas Gatte Karenin sich zum ersten Male persönlich begegnen machen Peschel und Kulin daraus eine saukomische Parodie männlichen Hahnenkampfverhaltens. Und keiner krabbelt so aktionistisch an der Fassade des Puppenhauses herum wie Peschel. Doch es ist schön zu sehen, dass er auch zarte Töne drauf hat.

Denn bei aller Komik weiß Jan Bosses Inszenierung (genau wie einst Woody Allen) natürlich auch etwas von den ewigen Schmerzen der Liebe: Als Anna ihrem Gatten knallhart ihre ganze Verachtung und ihren Ekel verbal um die Ohren knallt und dann endet „Mach mit mir, was du willst“, legt er sich zum letzten Male in ihren Schoß, um dann verzweifelt harsch das Thema zu wechseln: „Hast du schon Serjoschas Aufgaben kontrolliert?“ Eine ähnliche Spannung zwischen innigsten Gefühlen und äußerlicher Gereiztheit schaffen Wanda Perdelwitz und Robert Kuchenbuch, wenn Lewin der angebeteten Kitty mit Hilfe von Buchstabenrätselfen zum zweiten Male seine Liebe ge-

steht – diesmal erfolgreich. Fritzi Haberlandt ist hier keineswegs die reife „alte 29jährige Kuh“, als die Kitty sie einmal titulierte, sondern schon durch die Schwärmei für ihren ach so unkonventionellen Bruder Stepan zu Beginn wird klar, dass diese Frau mindestens noch genau so viele Teenagerträume im Busen birgt, wie die jüngere Konkurrentin um Wronskis Liebe. Umso härter trifft sie später, dass ihr Mann und die Gesellschaft sie wie eine voll zurechnungsfähige Erwachsene bestrafen.

Die größte Überraschung ist aber Bernd Michael Lade als Annas Bruder Stepan. Der langjährige „Tatort“-Ermittler war zwar zu Wendezeiten im Theater Frankfurt/Oder engagiert, aber seitdem hat er sich auf Bühnen rar gemacht. Nun spielt er hier den verantwortungslosen, libidogetriebenen Stepan. Dazu hat er auch noch einen apokalyptischen Auftritt als Priester, der das Feuer religiöser Weltverneinung schürt. Und er behauptet sich in einem luxuriösen Ensemble (zu dem auch noch Claudia Geisler als Stepanoch Frau Darja gehört), als wäre er nie vom Theater weg gewesen.

Termine: heute, 20., 21. Mai; Karten: (02361) 92 18 0. Vom 27. Mai an im Repertoire des Maxim-Gorki-Theaters Berlin.



Das Ensemble: Roland Kuchenbuch, Claudia Geisler, Bernd Michael Lade, Fritzi Haberlandt, Wanda Perdelwitz, Milan Peschel, Roland Kukulies

Dirigent Andrey Boreyko wechselt von Hamburg nach Düsseldorf

Neuer Generalmusikdirektor der Düsseldorfer Symphoniker wird Andrey Boreyko. Der 50 Jahre alte Dirigent schloss am Samstag in der Landeshauptstadt einen Vertrag mit einer Laufzeit von zunächst fünf Jahren ab der Saison 2009/2010 ab. Boreyko tritt die Nachfolge von John Fiore an, dessen Vertrag bei den Symphonikern im August 2008 endet. Boreyko stammt aus St. Petersburg und studierte dort Dirigieren und Komposition. Derzeit ist Boreyko Chefdirigent der Hamburger Symphoniker, des Berner Symphonie-Orchesters und Erster Gastdirigent des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart.

Boreyko, der die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt, soll in Düsseldorf ab der Spielzeit 2010/2011 pro Saison auch eine Opernproduktion übernehmen. Bis Boreyko seinen Posten antritt, haben die Düsseldorfer Symphoniker seit 1833 erstmals wieder Gelegenheit, eine Saison ohne Chef zu spielen. Die letzte Interimszeit bestritten Louis Spohr und der Beethoven-Schüler Ferdinand Ries. Das jetzige „Chef-freie“ Jahr nutzte das Orchester mit zwölf Gastdirigenten. *ddp*

Jetzt spricht Barenboim

Der Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper fühlt sich nicht schuldig am Abgang des Intendanten

Von Manuel Brug

„Wirtschaftsplan“, dieses eigentlich unkünstlerische Wort, war so etwas wie der Running-Gag, der sich durch die seltsamste Spielplanpressekonferenz zog, die sich in Berlin mindestens seit dem Mauerfall ereignet hat. Müde und ein wenig konfus, immer wieder aus den argumentativen Fäden verlierend und sich nicht an Fragen erinnernd, hatte Daniel Barenboim kurzfristig die Presse am Freitagabend um 20 Uhr in den Orchesterprobensaal der Staatsoper gebeten, um endlich die mehrfach verschobene Bekanntgabe der Saison 2008/09 der Lindenoper zu vollziehen. Für die sich freilich kaum jemand wirklich interessierte.

In einem verwunschenen Ambiente zwischen Letzte-Tage-der-DDR und frischer Marthaler-Zurichtung, wo Weißburgunder, Pilsener Urquell, Butterbrezen und übrig gebliebene „Oper für alle“-T-Shirts gereicht wurden, wollten eigentlich alle nur wissen, wie der übrig gebliebene Grande des Staatsopernteams die letzten Wochen so ganz ohne Blessuren überlebt hatte.

Und was für eine Rolle er dabei gespielt hat, dass sowohl der aufmüppige Verwaltungschef Georg Vierthaler (anwesend) wie auch der zunehmend konfuser agierende Intendant Mussbach (krankgemeldet sowie „unwiderruflich freigestellt“) dem Berliner Haus in so schneller Folge abhandeln gekommen sind.

Naturgemäß – das ist sein gutes Recht – sagte Barenboim viel und gar nichts. Der böse Wirtschaftsplan musste für alles herhalten. Er habe Peter Mussbach, mit dem er sich immer gut verstanden hätte, erst nach dessen Ausspruch von seinen und Klaus Wowereits „Mafiamethoden“ im Kulturausschuss vor vier Wochen die Gefolgschaft aufgekündigt. „Was er gesagt hat, war inakzeptabel“, so Barenboim. Nein, er wolle nie mehr Intendant und künstlerischer Leiter sein, er gäbe sich mit dem bescheidenen Titel des „Generalmusikdirektors“ zufrieden und sei nur an guter Musik interessiert. So kann man gut reden, wenn man eben den zweiten, im Unfrieden geschiedenen Intendanten überlebt hat und sowieso davon den ihm geneigten Politikern

bisher (fast) immer bekommen hat, was man wollte.

Zudem nutzte Barenboim, der nach einem Dirigiermarathon in Berlin zu Pfingsten eigens von Proben mit den Wiener Philharmonikern im Musikverein eingeflogen war, um sich anschließend für Wochen an die Mailänder Scala zu absentieren, die Gelegenheit, „einige Unwahrheiten“ klar zu stellen. Er würde jetzt die Wahrheit sagen, deswegen hätte er die letzten Wochen auch geschwiegen – während der schwelenden Konflikte, die sich dann zum Flächenbrand ausweiteten. Es wäre in all den Streitereien nie um mehr Geld für die Staatskapelle gegangen. Auch beabsichtige er nicht, die Stellung der Staatsoper auszubauen. Die überhaupt blendend dastünde, von einer Krise könne überhaupt keine Rede sein. Neben ihm saß lediglich der frisch ernannte kommissarische Intendant und ehemalige Operndirektor Ronald Adler, der erst zum Jahreswechsel aus München Unter die

Linden gekommen war, und hapselnde in dünnen Worten die sechs Premieren der nächsten Spielzeit herunter. Neben Gounods „Faust“ und Haydns „Orlando Paladino“ inszenieren Michael Thalheimer Mozarts „Entführung“ und Stefan Herheim Wagners „Lohengrin“. Zwei Novitäten ist der Regisseur – Peter Mussbach – abhandeln gekommen; was besonders pikant ist im Fall der „Hölderlin“-Uraufführung von Peter Ruzicka, bei der der geschasste Intendant weiterhin als Librettist fungiert.

Weil Rolando Villazón noch nicht den Cavara-dossi singen will, wurde eine geplante „Tosca“ durch den dritten „Eugen Onegin“ im Berliner Gesamtspielplan ersetzt, für den man in letzter Minute Achim Freyer als Regisseur gefunden hat. Doch für Daniel Barenboim ist das alles kein Problem. Mögen auch neben ihm die Feinde im Staub liegen, für den Senat angebeteten Weltstar leuchtet die Berliner Opernszene nach wie vor strahlend hell.



Dirigent Daniel Barenboim

Deutsche in Rom: Bibliotheca Hertziana baut an

Der Italienreisende Johann Wolfgang Goethe und sein Freund Johann Heinrich Tischbein bildeten in der Wohnung des Malers nahe Roms Piazza del Popolo eine Künstlerwohngemeinschaft. Deren Mitbewohner sind heute zumeist vergessen. Doch die Bibliotheca Hertziana, weltweit bedeutendste Sammlung für italienische Kunstgeschichte, bewahrt wenige Hundert Meter entfernt noch zahlreiche Zeugnisse deutscher Rom-Pilger. Mit einem Richtfest feierte das Forschungsinstitut jetzt nach fünf Jahren Bauzeit die Errichtung eines neuen Gebäudes für Bibliotheks- und Lesesäle.

Wenn der Neubau des Bibliothekstraktes Mitte 2009 wie geplant fertiggestellt ist, betreten Kunsthistoriker aus aller Welt den Gebäudekomplex durch das „Höllennaul“ – das ehemalige Gartenportal. Der Besucher sollte durch das weit aufgesperrte Höllennaul erschreckt werden, um nach zögerlichem Betreten den Zauber des Gartens umso überwältigender zu erleben. Auf den Überresten der Gärten des Feldherrn und Kunstsammlers Lu-kull aus dem ersten Jahrhundert vor

Polens Buchmarkt boomt, seine Buchmesse nicht

Von Paul Flückiger

Bei den Buchmessen von Paris und Turin kam es zum Skandal; in Warschau haben manche Buchfreunde von dem diesjährigen Gastland Israel kaum etwas mitbekommen. Unüberschaubar war zwar der israelische Pavillon im Kulturpalast. Doch das Fernbleiben von in Polen bekannten israelischen Autoren wie Amon Oz und Etgar Keret hielt das Interesse für das Gastland bereits im Vorfeld in Grenzen.

Doch selbst polnische Starautoren fehlten auf der 53. Internationalen Buchmesse von Warschau, die 2008 einen empfindlichen Ausstellerrückgang hinnehmen musste, was nicht zuletzt eine Folge des Aufschwungs der jüngeren Schwestermesse in Krakau ist. Noch knapp über 600 Verlage aus 30 Ländern präsentierten sich in diesem Jahr in Warschau. Darunter dank Vermittlung der Frankfurter Buchmesse 15 deutsche Jugend- und Kinderbuchverlage. Genau in diesen Sektoren herrscht auf dem polnischen Buchmarkt ein regelrechter Boom. Besonders ins Auge stach dem Besucher aber die Fülle der Erinnerungsliteratur, Geschichtsbücher und Mammut-Interviews. So wurde auf der Messe etwa der zweite Band eines Gesprächs mit dem im Februar verstorbenen Außenminister Stefan Meller vorgestellt. Ein ähnliches Projekt mit dessen berühmterem Vorgänger Wladislaw Bartoszewski steht in Polen seit Wochen in der vorderen Hälfte der Bestsellerlisten. Noch besser verkauft sich im Moment die neueste, ebenfalls mit langen Interviewpassagen angereicherte Biografie des letzten überlebenden Anführers des Warschauer Ghettoaufstands, Marek Edelman. Eines wird auf der Warschauer Buchmesse klar: Die Aufarbeitung der jüngeren polnischen Geschichte geht weiter.

Die Warschauer Buchmesse mag darben, der polnische Buchmarkt aber boomt: Laut den neusten Zahlen war allein 2007 eine Umsatzsteigerung von 9 Prozent auf umgerechnet rund 750 Millionen Euro zu verzeichnen. Einen großen Anteil daran haben, wie schon in den letzten Jahren, die Zeitungsverlage mit ihren preisgünstigen Buchreihen. Führend ist immer noch der Schulbuchverlag WSP – ein Abbild des anhaltenden Bildungshungers in Polen, von dem zunehmend auch deutsche Verlage profitieren. Um sage und schreibe 32 Prozent konnte zum Beispiel Langenscheidt Pol-ska zulegen.

Für viel Aufregung in polnischen Verlegerkreisen sorgte die Präsentation eines Essays unter dem Titel „Smierc ksiązki“ („Der Tod des Buches“), in dem der polnische Journalist Lukasz Golebieski die in Polen noch unvorstellbare Alleinherrschaft des Internets ankündigt. Zwar haben sich auch in Polen erste Verlage auf Hörbücher verlegt – etwa storybox.pl, die für preisgünstige 4 Euro auf CD neben Klassikern wie Henryk Sienkiewicz auch Bestseller-Krimiautoren wie Jacek Dabala anbieten. Doch ihren Hauptumsatz bestreiten die Verleger mit gedruckten Büchern, denen allerdings immer öfter eine DVD beigelegt wird. *DW*